

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

13.7.1926 (No. 231)

ganze französische Wirtschaft wird auf das neue Zahlungsmittel umgestellt werden, bei gleichzeitiger Reduzierung des Zinsfußes.

Das Experiment kann aber nur dann glücken, wenn der Frankensfuß tatsächlich an irgendeiner Stelle zum Stillstand gebracht wird. Es gibt verschiedene Elemente, die kein Interesse daran haben, es gibt außerdem noch andere Schwierigkeiten. Kein Interesse daran haben diejenigen, die wie Caillaux in seiner großen Rede am Dienstag sagte, sich selbst schon saniert haben, d. h. die ihren Kapitalbesitz in eine fremde stabile Währung und die Währung ins Ausland geschickt haben. Kein Interesse daran glauben auch die französischen Industriellen zu haben, die schon seit vier Jahren mit der bekannten Exportprämie der fallenden Valuta arbeiten und die derzeit mit Aufträgen beschäftigt sind, daß sie nicht Hunderttausende, sondern Millionen von fremden Arbeitern — Italienern, Belgiern, Spaniern, Polen — ins Land ziehen. Bei uns war praktisch keine Währung mehr vorhanden, als die Rentenmark eingeführt wurde. In Frankreich existiert der Franken noch in zwei Billionen-Mark noch höherem Stande. Auf diesem Stand muß er gehalten werden, wenn die Devaluation glücken soll, und dazu gehört 1. ein starker Goldfonds, 2. Unterstützung durch die englische und amerikanische Währungspolitik, 3. endgültige Festsetzung der französischen Verpflichtungen an das Ausland.

Es ist klar, weshalb Caillaux die Diktatur verlangt. Weil es, wenn überhaupt, nur auf diesem Wege geht. Er hat sich die Verfügung über die Goldreserve der Bank von Frankreich gesichert, er will Auslandsanleihen haben, er wird vermutlich auch versuchen, einen Teil der französischen Forderungen an Deutschland zu kapitalisieren und zu mobilisieren. Seine Gegner haben ihm schon zugerufen: Dann werden die Deutschen verlangen, daß wir das Rheinland räumen!

Mit dem Großkapital, das natürlich auch etwas wird bluten müssen und dessen industrieller Flügel die Exportprämie verliert, ist ein Entschärfungsmaß auf der Grundlage geschlossen, daß die Erbschaftsteuer und die direkte Kapital- und Einkommenbesteuerung herabgesetzt werden. Dafür werden die indirekten Steuern, also diejenigen, die den Massenverbrauch treffen, noch weiter heraufgesetzt und die Zölle werden erhöht, angeblich verdoppelt! Auch das ist ein großer Trost für das industrielle Kapital. Selbstverständlich wird es, sobald die ganze Aktion in das Stadium der Durchführung tritt, nicht an einem feurigen und geschickten Appell an den französischen Patriotismus fehlen. Auch die Forderung von rund einer Milliarde Franken für die Flottenverlängerung gerade in diesem Augenblick ist ein politischer Schachzug, und zwar gleich nach zwei Seiten: die französische Nation soll sehen, daß nichts geschieht, um ihre Rüstung zu vermindern, und England soll sehen, daß Frankreich Unterseeboote baut. Es sind zwei fluge Meister, die man jetzt an den Webstuhl gesetzt hat, alle beide: Briand und Caillaux. Aber noch haben sie ihr Gewebe nicht vom Stuhl.

Primo de Rivera in Paris.

(Eigener Dienst des Karlsruher Tagblattes.) S. Paris, 12. Juli. General Primo de Rivera trifft heute abend 10 Uhr 25 mit dem Südexpreß in Paris ein. Es sind umfassende Vorkehrungen getroffen, die den Aufenthalt des Diktators in Paris auf den Diktator vom spanischen Botschafter in Paris und von Briand selbst empfangen werden. Morgen vormittag um 11 Uhr 45 soll am Quai d'Orsay die feierliche Unterzeichnung des spanisch-französischen Marokko-Abkommens erfolgen, während Einzelheiten der Presse morgen abend mitgeteilt werden. Nicht uninteressant ist die Tatsache, daß bei dieser Gelegenheit daselbst Tintenfisch benützt wird, das schon 1856 beim Pariser Kongreß benützt worden ist.

Bei Quintleins ist der Teufel los ...

Eine lustige Geschichte.

Von Paul Berglar-Schröder.

Als die Buchbindergattin Brigitte Quintlein dem Sixtus das Leben gab, köhnte sie nicht nach anderer Frauen Art schmerzlich auf, sondern sie war fabelhaft munter und riskierte einen kleinen Freudenstreich: „Der Bub! Brosel, der Bub ist da!“

Und Ambrosius, der in der Werkstatt nicht minder erfreut der Stunde wartete, rief lärmig die Tür auf und tat gleichfalls einen hellen Zuchzer: „Duhu! ... Ein Bub!“

So überwältigend war seine Freude, daß er, der außerberuflich ein leidenschaftlicher Waldhornbläser war, das Blech von der Wand langte. Feuerlich stand er dann vor dem Bette der Wöchnerin, breit, mit prallen Waden, und blies: „Droben steht die Kapelle ...“

Als Sixtus so fröhlich mit Zuchze und Tandaradei bewillkommnet war, als die beiden, nützlich vor Glück, eine Fülle neuer Kosenworte erfunden hatten, stellten sie einwandfrei fest, daß der Sixt ein Wunderkind sei.

„Sieh bloß, wie der Bengel lacht!“ sagte Brigitte. Der Vater war heilige Aufmerksamkeit. In diesem Augenblick klangte der Bub die Fäustchen unter die Suppschale und gab irgendeinen Krakelant. Da war es der Brosel, der stante:

„Du — und reden kann er auch schon!“ „Ach geh,“ machte Brigitte, „das ist ja unmöglich!“

„Aber ich hab's doch deutlich geßhrt!“ beharrte der Brosel. „Ja, was sagt er denn da?“ forschte die Frau. „Er sagt, er will eine Milch haben!“ erklärte der Vater.

Da reichte die Mutter dem Sixtlein die Brust. Das aber rührte den Brosel wieder so, daß er zum anderen Male das Horn nahm. Und ach,

Das Explosionsunglück in Amerika.

(Dover (New-Jersey), 12. Juli. Nach den im Laufe der Nacht gemachten Feststellungen sind von der Besatzung des explodierten Marinearsenals in Lake Denmark drei Leute getötet und zwischen 50 und 100 verwundet worden, während 20 noch vermisst werden. Eine zuverlässige Feststellung der Opfer wird erst nach völliger Durchführung der Aufräumarbeiten möglich sein. Dort, wo sich die Hauptgebäude des Munitionsmagazins befanden, ist jetzt ein Trichter von 100 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe, 200 von den Gebäuden innerhalb des Arsenals sind zerstört worden. Die Verströmungsszone bedeckt einen Kreis von 15 Meilen Radius. Die ersten Schätzungen über den Sachschaden rechnen mit ungefähr 85 Millionen Dollars.

*

Dover (New-Jersey), 12. Juli.

Die Vergung der bei der Munitions-Explosion Verunglückten ist infolge des Andauerens der Geschoss-Explosionen unmöglich. Es wurde festgestellt, daß neun weitere Personen tödlich verunglückten. Die Zahl der verletzten Zivilpersonen wird auf ungefähr 200 geschätzt. Alle Landstrassen sind mit Flüchtenden bedeckt.

*

Dover, 12. Juli.

In den dem Munitionsdepot am Denmarksee benachbarten verwüsteten Stätten explodierten noch die ganze Nacht hindurch 12—14zöllige Granaten. Als die Explosionen heute früh zeitweilig aufhörten, drangen Marinejohden in das verwüstete Gelände des Marinedepots vor, um nach Leuten zu suchen. Sie fanden 14 Tote, von denen einige furchtbar verstümmelt waren. Das umliegende Gelände wird von Truppen bewacht. Nur den früheren Bewohnern der verwüsteten Häuser wird gestattet, die Trümmerstätte zu betreten, um nach ihrem Hab und Gut zu suchen und etwa noch lebende Haustiere in Sicherheit zu bringen. Eine der in der Nachbarschaft gelegenen Dörfer ist vollständig vom Erdboden weggesagt; in einer anderen sind alle Häuser in Trümmerhaufen verwandelt. Das Rote Kreuz läßt etwa tausend Flüchtlingen seine Hilfe angeben; die Angestellten der Hilfsstationen des Rotes Kreuzes sammeln die Kinder derjenigen Familien, die, um aus der Unheilzone herauszukommen, sich in waghinniger Flucht in der ganzen Umgebung zerstreut haben.

Schwere französische Verluste in Syrien.

Paris, 12. Juli. Nach einer Meldung der „British United Press“ aus Jerusalem, haben die französischen Streitkräfte in Syrien in der Gegend zwischen Rakka und Hama schwere Verluste erlitten. Mehrere höhere Offiziere wurden gefangen genommen.

Revolution in Albanien.

Berlin, 12. Juli. Nach einer Morgenblättermeldung aus Rom ist in Albanien eine Revolution ausgebrochen. Achmed Ruan hat die Regierungstruppen aus dem Bezirk Dibra zurückgenommen und seine Divisionen Balona und Durazzo in Verteidigungsausstand. Italienische Marinegruppen sind im Einvernehmen mit der albanischen Regierung in Durazzo gelandet. Der italienische Ministerrat hat die Entsendung von drei Kriegsschiffen nach Albanien beschlossen.

Hochverratsprozess in Budapest.

Budapest, 12. Juli. Heute begann vor dem höchsten Strafgerichtshof der Prozeß gegen den früheren Volkskommissar Rakocai, der seinerzeit nach Russland geflüchtet, später aber mit falschem Paß nach Ungarn zurückgekehrt war, um für den Gedanken der Diktatur des Proletariats zu agitieren. Neben ihm sind weitere 54 Personen angeklagt. Sämtliche Angeklagten sind des Versuches des gewalttätigen Umsturzes der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung angeklagt. Die Angelegenheit wurde zuerst vor dem Standgericht verhandelt. Von diesem wurde der Prozeß jedoch an die ordentlichen Gerichte verweist.

tur des Proletariats zu agitieren. Neben ihm sind weitere 54 Personen angeklagt. Sämtliche Angeklagten sind des Versuches des gewalttätigen Umsturzes der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung angeklagt. Die Angelegenheit wurde zuerst vor dem Standgericht verhandelt. Von diesem wurde der Prozeß jedoch an die ordentlichen Gerichte verweist.

Deutsches Reich

Der Reichszentralrat auf der Gelei.

Düsseldorf, 12. Juli. Reichszentralrat Dr. Marx ist heute vormittag aus Köln hier eingetroffen. Er begab sich zunächst zur Gelei, die er unter der Führung des Oberbürgermeisters Dr. Lehr und später unter der Führung von Herrn Geheimrat Schloßmann und Professor Kreis fortsetzte. Heute abend gibt die Stadt zu Ehren des Reichszentralrats ein Essen. Morgen tritt der Reichszentralrat die geplante Reise durch die bestetzten Gebiete des Rheinlandes an.

Preußens Antwort an das Hohenzollernhaus.

Berlin, 12. Juli. Nach einer Mitteilung vom Demokratischen Zeitungsdienst kann angenommen werden, daß die preussische Staatsregierung in ihrer voraussichtlich in dieser Woche zu erwerbenden Antwort auf das Schreiben des Generalvertreters des Hohenzollernhauses zum Ausdruck bringen wird, daß der Oktobervergleich vom Jahre 1925 als Verhandlungsgrundlage nicht in Frage kommen könne. Etwasige Verhandlungen könnten nur Erfolg haben, wenn das Hohenzollernhaus sich bereit erklärt, über den Abfindungsentwurf der Reichsregierung hinaus Zugeständnisse zu machen.

Die Revision im Fememordprozess Panier.

WTB. Leipzig, 12. Juli. Vor dem 2. Strafgericht des Reichsgerichts fand heute unter Aufsicht der Öffentlichkeit die Revisionsverhandlung gegen die Soldaten Schirman, Schlampp und Stein, sowie gegen den Leutnant Benn, die wegen des Fememordes an dem Schützen Panier vor dem Schurgericht Berlin zum Tode verurteilt worden waren, statt. Die Revision aller vier Angeklagten wurde verworfen, da alle von der Verteidigung gemachten prozessualen und materiellen Rügen als unbegründet erachtet wurden.

Deutschlandreise amerikanischer Studenten.

Bremen, 10. Juli. Heute vormittag traf die zweite aus etwa 60 amerikanischen Professoren und Studierenden zusammengesetzte Reisegesellschaft ein, um von hier aus in vier Gruppen eine Deutschlandreise zu unternehmen. Neben anderen amerikanischen Hochschulen ist insbesondere die Hochschule Wellesley vertreten. Die Gäste reisten nach Berlin bzw. Münster, Düsseldorf und Dresden weiter.

Die Zeppelin-Gedener-Spende im Saargebiet.

Saarbrücken, 10. Juli. Der Ausschuss für die Zeppelin-Gedener-Volksliste hatte an die Regierungskommission die Bitte um Genehmigung der Zeppelin-Gedener-Liste im Saargebiet gerichtet, die vor allem Hausnummern gemeldet sein sollte. Das Gesuch wurde von der Regierungskommission mit Stimmenmehrheit als schlagend abgelehnt. Nur die Veranlassung einer Spende am Sonntag könne gestattet werden.

Marineunfall in Kiel.

Berlin, 12. Juli. Aus Kiel wird der Marineleitung mitgeteilt, daß infolge eines Motorversagens eine Holle des inländischen „Hannover“ in der Nacht des 12. Juli ausgetrieben ist. Der Seizer, Freireiter Navroth kam hierbei ums Leben. Die amtliche Untersuchung ist eingeleitet worden.

Außenpolitische Betrachtungen

Auf dem Gebiet der äußeren Politik hat die Abrüstungsfrage die meiste Aussicht, in den nächsten Wochen im Vordergrund der Erörterungen zu stehen. Die militärische Unterkommission der Vorbereitungs-Konferenz hat die Arbeiten über ihre Verhandlungen geschlossen und die Hauptkonferenz wird vielleicht im August in Genf wieder zusammentreten, um die Arbeit der Unterkommission zu sichten. Das was bisher erreicht wurde, ist, wie schon wiederholt betont, nur allzu gelehrt, die ganzen Abrüstungsverhandlungen als Komödie erscheinen zu lassen. Es gibt vier Faktoren, die bei der Führung eines Krieges bekanntlich von ausschlaggebender Bedeutung sind:

auf dem Gebiete der Menschenkraft die unter der Fahne stehende Truppe und die ausgebildeten Reserven, auf dem Gebiete der Materialkraft die im Gebrauch befindliche Rüstung und die lagernden Bestände.

Bei ernstlichem Abrüstungswillen hätte man diese vier Faktoren zur Grundlage aller Vereinbarungen machen müssen. Statt dessen ist aber in der vorbereitenden Hauptkommission wieder in der militärischen Unterkommission mit Hilfe einer von Frankreich geführten Mehrheit bei jeder Gelegenheit dahin entschieden worden, daß nicht die Reserven und auch nicht die lagernden Bestände mitanzählen haben, sondern lediglich die stehende Truppe und das was ihr benutzte Rüstungsmaterial. Ja, man ist sogar soweit gegangen, durch eine Abstimmung zu entscheiden, daß bei dem Vergleich der stehenden Truppe nur die voll ausgebildeten Mannschaften mitanzählen haben, so daß also ein Band mit einjähriger Dienstzeit den ganzen Jahrgang als militärisch unausgebildet bezeichnen kann und nur die 60—70.000 Mann als stehende Truppe gelten zu lassen braucht, die beispielsweise im französischen Heere auf Kapitulation dienen. Dagegen soll nach derselben Mehrheitseinstimmung jeder deutsche Polizist, jeder deutsche Zollbeamte und jeder deutsche Richter mit zur deutschen Kriegsstärke gerechnet werden. Die deutsche Delegation hat gegen diese geradezu grotesken Entschiedenheiten Verwahrung eingelegt. Sie wird in Genf im Sinne einer christlichen Abrüstung weiter mitarbeiten, aber daß die ganze Arbeit verlorene Liebesmühe sein wird, steht heute schon mit voller Sicherheit fest.

Das Zweigeteilte Briand-Caillaux ist in der französischen Kammer mit einer recht schwachen Vertrauensmehrheit über die Bühne gegangen. Die einmütige Zusammenfassung des nationalen Willens, die Briand und Caillaux fordernden, kommt in dem Abstimmungsergebnis nicht zum Ausdruck, sondern eine außerordentlich grobe Zersplitterung. Aber Briand und Caillaux haben wenigstens das eine erreicht, daß sie sich die praktische Arbeit beginnen und die Durchführung des Sachverständigenberichts in Angriff nehmen können. Die Mehrheit, die auf ihrer Seite steht, gibt ihnen, so schwach sie auch sein mag, Vollmacht zum Handeln. Caillaux hat denn auch sofort sein Finanzgesetz eingebracht und die Kammer hat es dem Ausschuss überwiesen. Boreff müssen neue Kredite bewilligt und neue Milliarden durch neue Steuern flüssig gemacht werden. Die neuen Kredite werden den Franken und die neuen Steuern der schwachen Kammermehrheit recht gefährlich sein. So können Briand und Caillaux nach dem Scheitern der Kammermehrheit ins Ungewisse.

Einweihung des Aufsteiner Andreas-Hofers.

Aufstein, 12. Juli. Gestern vormittag fand hier die Einweihung des Andreas-Hofers-Denkmals statt, zu der sich über 2000 Teilnehmer aus Oesterreich und aus Deutschland einfinden konnten. In den Bundespräsidenten wurden Salim und an den Reichspräsidenten wurden Begrüßungsadressen geleistet. Nach der Einweihungsfeier bewegte sich ein farbenprächtiger Festzug durch die Straßen der Stadt.

Einweihung des Aufsteiner Andreas-Hofers.

Aufstein, 12. Juli. Gestern vormittag fand hier die Einweihung des Andreas-Hofers-Denkmals statt, zu der sich über 2000 Teilnehmer aus Oesterreich und aus Deutschland einfinden konnten. In den Bundespräsidenten wurden Salim und an den Reichspräsidenten wurden Begrüßungsadressen geleistet. Nach der Einweihungsfeier bewegte sich ein farbenprächtiger Festzug durch die Straßen der Stadt.

Einweihung des Aufsteiner Andreas-Hofers.

Aufstein, 12. Juli. Gestern vormittag fand hier die Einweihung des Andreas-Hofers-Denkmals statt, zu der sich über 2000 Teilnehmer aus Oesterreich und aus Deutschland einfinden konnten. In den Bundespräsidenten wurden Salim und an den Reichspräsidenten wurden Begrüßungsadressen geleistet. Nach der Einweihungsfeier bewegte sich ein farbenprächtiger Festzug durch die Straßen der Stadt.

Die Frage war: „Wer hat dich du schöner Wald?“ moduliert dann zum Torsosied und sprang fühl in den „Hofensriedberger“.

Dieser Märchensohn, zu dem Sixtus andauernd taktweise schnalzte, irritierte die Altnarrsgattin Mechtild Lubke, die mit ihrem Manne den Stod über Quintleins bewohnt.

Da sie in ihrer Mittagsruhe bedroht ist, pumpt sie mit dem Besen auf die Dielenbretter. Drei, viermal. Aber schnell und leidenschaftlich.

„Wacht ... Brosel!“, mahnt vorsichtig die Brigitte.

Brosel geht dann gutmütig-rühig zum Kleiderständer, — das tut er immer, wenn er leise spielen muß! Und so vertraut er auch jetzt der dunklen Tiefe eine zitternde Mollfrage an.

Doch achte er dabei auf die leisen Schmatzlaute des Sixtus. Und als der zum letzten Ton just auch den letzten Schluder tut, vergrößert den Zwischenfall und glaubt nun die Stunde gekommen, den lieben Nachbarn sein Glück zu verkünden.

Indes begreift er wenig Gegenwärtige. Frau Lubke ist nämlich, bleich und muskelaubend, zuvor aus dem Haus gelaufen. Erst zu Frau Hiempinsel, mit der zu Frau Anore und selbst zur Wurzschin.

Ehe sie zur Lantaus, der Bürgermeistersgattin, kommen, bilden sie einen stattlichen Zug, gleich einer Prozession, — nur viel, viel erregter!

„Es muß was passiert sein!“ sagen die Leute, die das alles erlautet haben.

„Und es muß etwas gar Schlimmes sein!“ deuten manche.

Es ist aber so: Als sich die heftig gestikulierenden Frauen bei der Lantaus versammeln, ist bereits mit Bindezettel das Gerücht verbreitet, bei Quintleins müßte etwas nicht ganz richtig sein.

„Aber bitte sehr: Ist es etwa normal, daß eine Frau ein Kind kriegt, das gleich lachen kann?“ „Ist es das denn?“

„Gellau, — schallend hat es gelacht!“ „Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen?“

„Natürlich nicht! — Das ist ja eben!“ „Aber Quintleins sind doch ordentliche Leute!“ „Aha! Natürlich nennen Sie das? Wenn die Frau das Kind grad zur Welt bringt und der Lüderjan von Mann spielt dazu heidnische Lieder?“

„Kreißel, das ist allerdings schlimm!“ „Noch nicht das Schlimmste!“

„So erzählen Sie doch!“ „Das Kind ist bei der Geburt in den Buchbinderkoffer gefallen!“

Entsetzlich! — So'n armes, armes Barm!“ „Sagen Sie lieber: So eine schludrige Mutter! — Und nun denken Sie sich: Während das bedauernswerte Geschöpf in dem Koffer liegt, bläst der Unmensch von Nebenwuter einen Marsch dazu, und die entartete Mutter jubelt!“

„Aber so was, — das ist ja — — ist ja ...“ „Sagen Sie's nur frei heraus: Es ist das Gemeinste vom Gemeinen! Ist Verbrechen! Teufelswerk! Ist ... ist ...“

„Da fehlen einem einfach die Worte!“ „Ja, Worte! — Aber das ist gerade das Unheimliche, das Teufliche bei dem Standal: Das Kind hat gleich darauf auch noch zu sprechen angefangen!“

„Das ist ... ist doch unmöglich!“ „Unmöglich — sagen Sie! — Fragen Sie den vertierten Vater! Der hat es selbst erzählt! Er muß es doch wissen! Oder glauben Sie, ich lüge!“

Soweit ist bereits das Gerücht über Quintleins Schande gediehen, und Frau Lubke ist mancher Sensationswirkung beraubt, wenn sie nicht nun auch ihre Wahrnehmung zum Besen gibt. Also greift ihre zuckende Hand ans Herz und ihr Mund lallt:

„D — o! Ich hab's doch gleich gemußt!“ „Was denn?“ fragt man ringsum.

„Dann hat das Kind auch auf dem Horn getutelt! Es war zum Schluß ein so weher, schwacher Ton! ...“

Jedenfalls ist man sich in dem Kreise um die Bürgermeistersin vollkommen klar darüber, daß dies alles nur Teufelswerk sein kann. Und so springt denn die banale Frage auf, wie man sich dagegen wehren kann. Ob man etwa den Bürgermeister, oder, besser noch, den Pfarrer ins Vertrauen ziehen soll?

Die Lantaus aber sagt, beide Herren seien dienlich abwesend. Indes glaube sie, es genüge auch, wenn man vorerst mal den Buchbinder Knuspiel beauftrage, vorsichtig Umständlicher zu halten. Da aimen alle erschrocken auf.

Venor aber der Knuspiel sich auf Teufelsmache begibt, ist bei Quintleins die Schwester des Brosel zu Besuch eingetroffen. Diese Eulalia ist eine fonderbare, herzuge alte Jungfer. Sie frent sich furchtbar auf die Ueberzahlung, wenn der Bruder sie so sieht ...

Eulalia führt nämlich ein Kühleim mit prallen Eutern am Strid. Das Kühleim trägt einen Kranz aus Eidgrün und muß nun draußen so lücheln, daß der Brosel erschrickt.

Da er das Tier sieht, das in dem Kranz die Widmung trägt: „Dem artigen Kühleim“, taumelt er zunächst zurück, sammelt sich dann, sagt sich an den Kopf und fragt zweifelnd:

„Ist Du denn ganz verrückt geworden?“ „Wie?“ entgegnete die Schwester etwas gekränkt. „Denn ist doch der Bub da ... und Milch braucht man immer!“

„Jajaja doch!“ macht der Brosel halb unwillig, halb lächelnd, „das ist sehr nett von Dir! Aber Brigitte nährt selbst; und dann hab ich doch auch keinen Stall! Wohin also soll ich mit dem Vieh?“

Als Eulalia solchen Unfand erkennt, bekommt das schmale Gesicht etwas Schärferes und ihre Stimme klingt spröde und spitz:

Badisches Landestheater
 Dienstag, den 13. Juli.
 C. 30. 25. 0cm. 701
 bis 800 und 1101-1200.

Donna Diana
 Lustspiel in 3 Aufzügen
 von Morico
 In Szene gesetzt von
 Fritz Vera.
 Musik von S. Levinger.

Personen:
 Don Diego Herz
 Donna Diana Moeller
 Donna Laura Clement
 Donna Benita Mademacher
 Don Cesar Sanchez
 Don Luis Zeitgeb
 Don Gaston Floebel
 Fern v. d. Zand
 Florella Albrecht

Anfang 7 1/2 Uhr.
 Ende 9 1/2 Uhr.
 Sperris 1 5.20 A.

Gut empfohlene
Damen Schneiderin
 sucht noch einige Kundinnen.
 in der Nähe des Hauptbahnhofs.
 Näheres unter Nr. 6986
 ins Tagblattbüro erbet.

Straßensperre.
 Die Landstraße Nr. 12, Karlsruhe-Stuttgart, wird auf der Strecke von km 5,958 bis 6,657, d. i. vom Friedhofweg in Durlach gegen Gröbningen, wegen Erneuerung der Straßenbedeckung für Fußwege aller Art während der Ausführung der Arbeiten, die voraussichtlich in der Zeit vom 15. bis 17. Juli vorgenommen werden, gesperrt.
 Zuwiderhandlungen werden gemäß § 366 Siff. 10 R. St. G. B. mit Geld bis zu 60 RM. oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft.
 Karlsruhe, den 10. Juli 1926. D. 3. 145
 Bad. Bezirksamt - Abt. II a -

Oeffentl. relig. Vortrag
 Mittwoch, 14. Juli, abends 8 Uhr, Atelier, Kriegsstr. 11
Vom Ursprung und Wesen des Bösen
 Redner: W. Salewski, Pfarrer in der Christengemeinschaft. Freiw. Beitrag erbeten.

Massenzufuhr in holländ. Schlangengurten
 Es kommen ca. 8000 Stück bei allerbilligsten Tagespreis zum Verkauf
 Verkauf: Dienstag auf dem Großmarkt, alter Bahnhof
Gottl. Schöpf, Karlsruhe
 Lager: Alter Personenbahnhof
 Telefon 2826

Gesellschafts - Sonderfahrt
Karlsruhe - Koblenz
 Sonntag, den 25. Juli 1926.

Sonderzug Karlsruhe - Mainz ab Karlsruhe Hbf.: 5 Uhr mgs. Dampferfahrt Mainz - Koblenz ab Mainz: 8 Uhr morgens, vorbei am Niederwalddenkmal - Loreleyfelsen - Koblenz an: 12 Uhr mittags. Hierauf Besichtigung der Stadt und Umgebung unter sachkundiger Führung.
 Rückfahrt mit Salondampfer ab Koblenz: 3 1/2 Uhr mittags Mainz an: 9 1/2 Uhr abends
 Sonderzug Mainz - Karlsruhe ab Mainz: 10 Uhr abends Karlsruhe Hbf an: 12 1/2 Uhr nachts.
 Straßenbahnen nach allen Richtungen zur Abfahrt morgens wie nach Rückkunft zur Verfügung.
 An Bord Musik, Gesang und Tanz.
 Der Preis für die ganze Reise: Sonderzug Karlsruhe - Mainz und zurück, Sonderdampfer Mainz - Koblenz und zurück stellt sich zusammen auf 19,- RM., einschl. Mittag- und Abendessen, das an Bord eingenommen wird, 24,- RM. Einzelbuchungen nimmt das Musikhaus Fritz Müller, Ecke Kaiser- u. Waldstraße, Fr. Doerflinger, Ecke Kaiser- u. Ritterstraße, sowie das Odéonmusikhaus, Kaiserstraße bis spätestens 19. Juli 1926 entgegen, woselbst auch Fahrkarten und Fahrprogramm, in der Zeit vom 22.-24. Juli abgeholt werden müssen.

Waldstr. Telefon 5111 Waldstr.

Residenz-Lichtspiele
 Heute:
„Die Frau, die die Männer bezaubert“
 Aus dem Leben einer Halbweltlame
 6 Akte. - In der Hauptrolle: MAE MURRAY
 Atlas, der Lebensretter | Kriechtiere und Ottergezucht
 Trianon-Woche, verbrestete Wochenschau, an Reichtlichkeit sowie in Aktualität unübertroffen!

Waldstr. Verärtes Orchester! Waldstr.

STADTGARTEN
 Dienstag, den 13. Juli, abends von 8-10 1/2 Uhr:
Konzert der Harmoniekapelle
 unter Mitwirkung des Männergesangsvereins Liederkranz Karlsruhe.

STADTGARTEN
 Mittwoch, den 14. Juli, nachmittags von 3-6 Uhr:
Konzert der Vereinigung bad. Polizeimusiker.

Badische Lichtspiele
 Konzerthaus
 Ab Mittwoch, den 14. bis Samstag, den 18. Juli täglich abends 8 1/2 Uhr.
 Mittwoch, Samstag u. Sonntag auch 4 Uhr nachm.

Wallensteins Tod
 Außerdem
Die 700Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks 1926
 Vorverkauf: Musikhaus Müller, Kaiserstraße.
 Preise: Mk. 0.60 0.80 1.- 1.40 1.60 1.80
 Erwerbslose, Studierende und Schüler gegen Ausweis halbe Preise

Zum 100jährigen Todestag Hebels
 erscheint in unserm Verlag eine neue Sammlung unbekannter Hebelbriefe unter dem Titel:

Briefe von J. P. Hebel
 Nachlese. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von Karl Ober. Mit einem Anhang über Hebelbildnisse.
 Ferner bringen wir in Erinnerung:
J. P. Hebels Werke
 Neue vollständige Ausgabe in 3 Bänden, mit 7 Abbildungen. Lebensbild, Einleitungen und Anmerkungen von Wilhelm Zentner. Halbleinen RM 15.50, Halbled. RM 25.-. Jeder Band einzeln zu haben.
Hebels Briefe an Gustave Fecht
 Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wilhelm Zentner. Mit einem Bildnis Gustave Fechts. Halbleinen RM 4.-, brosch. RM 3.-.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (Baden)

Liegestühle
 In jeder Art und Ausführung
 empfiehlt in reicher Auswahl
J. Hess, Kaiserstraße 123.

Photos
 für Pässe
 In- und Ausland
 sofort u. billigst!
Photo Rauff & Pfeifer
 Erbprinzenstr. 3
 am Rondellplatz

Karlsruher Liederkranz
 1841
 Unsere Herren Sänger werden gebeten, heute **Dienstag abends vor 7 1/2 Uhr** sich am Hauptbahnhof einzufinden.
Der Sängervorstand
 Abends 7 1/2 Uhr
Gesamt-Probe

Diese Woche auf Sommerkleider, Blusen etc. 15-20% Rabatt
Daniels Konfektionshaus
 Karlsruhe, Wilhelmstrasse 36. 1. Trepp.

Linoleum, Tapeten etc.
 Reichhaltige Auswahl in Teppichen, Läufer, Kokostäuser, Leisten, Ruffen etc.
 Restposten in Tapeten und Linoleum stets auf Lager (billigst)
H. Durand Douglassstr. 26 hinter Hauptpost
 Telefon 2435

Beteiligung.
 Treuhänderfirma sucht Teilhaber mit Einlage von 20 000 Mk., die sichergestellt werden kann. Angebote unter Schließfach 5. 43 erbeten

Welt-Kino
 Kaiserstraße 133.
 Ab heute bis einschließlich Montag:
Der Gefangene in den Cordilleren.
 Eine abenteuerliche Angelegenheit aus den amerikanischen Wäldern in 8 gewaltigen Akten
 Der größte Sensationsfilm, der dieses Jahr herauskommt!
 In der Hauptrolle: **Ruth Roland**, die Königin des Waldes.
 Im Beiprogramm: **Snub Pollard**
 der bekannte amerikanische Grotteskkomiker.

Die Frau, die heimlich grüßte...
 Ein Bild aus der Berliner Gesellschaft.
 Roman von Paul Rosenhann.

(18) (Nachdruck verboten.)

Das Glühlicht in seinem Zimmer stand fast und übermäßig gegen den dämmernden Morgen, der langsam an den gelben Vorhängen entlang kroch. Allmählich wurde es lebendig — die ersten Strahlenbündel flimmerten; der verdrossen-widerwillige Trübel des jenen Tages setzte ein. Darin Schritte lösten sich aus den grauen Häusern, flossen ineinander; schwarze Kolonnen marschierten zu trüben Arbeitsstätten.

Auch im Hause wurde es laut. Glotensignale schrillten, Trappeln und Lärmen auf den Treppen verflüchteten den neuen Morgen.

Jens hatte die kleinen Fenster geöffnet. Nebelige Kühe floh herein; die herbe feuchte Frische schlug dem Uebernächtigen schmerzhaft ins Gesicht.

Ein Ton klang in der Ferne auf, wiederholte sich, schwoll an; ohne daß er die Gebräuche dieser Stadt kannte, mußte er, was er bedeutete. Menschen liefen zusammen, sprachen eifrig; der Ton vervielfachte sich, klang aus Seitengassen, zerstreute sich, floh wieder zusammen: Sonderblatt!

Mord in der Thomaskade!
 Einen Augenblick stockte ihm der Atem. Die Tat war also bekannt geworden. Und wieder krochen die unablässig wandernden Gedanken auf ihn ein — die waren so ier und widerstrebend, daß er fast unter ihnen zusammenbrach. Was sollte er tun? Hier bleiben — zur Verhörde gehen? Nein.

Das eine war so falsch wie das andere. Erich war einer seiner besten Freunde gewesen — er hatte ein Interesse daran, nein, er hatte die Pflicht, alles, was in seinen Kräften stand, zu tun, um seinen Mörder ausfindig zu machen.

Oder waren diese Erwägungen nur ein Vorwand? Welcher er sich selbst? Sträubte sich bloß alles in ihm, die Stadt zu verlassen, in der Daisy gewirrt hatte. In diesem Augenblick vielleicht noch weiter? Dürfte er von hier fortgehen, die Geliebte allein lassen in dieser fremden Stadt — vielleicht in der Gewalt eines unbarmherzigen Wächters?

Wie aber wollte er sie finden? Es gab nur einen einzigen Weg, der zum Ziele führen konnte: die Zufallsnahme der Staatsbehörden. Ja — so mußte es sein.

Aber während er das Frühstück schnell verschlang, fielen ihm neue Gesichtspunkte ein, die gegen seinen Entschluß sprachen. Würde ihm jemand — ihm, einem Ausländer obendrein — die ganze abenteuerliche Vorgeschichte des Mordes überhaupt glauben?

Nun — er konnte die Vorgeschichte einfach verschweigen.

Nein, auch das war unmöglich. Ohne diese Vorgeschichte war seine Anwesenheit in Kopenhagen unbegründet. Man würde ihn bestimmen und zu allererst fragen, warum er hierher gekommen sei. Auf diese Frage mußte er mit einer Aufzählung von Gesichtspunkten antworten, die im günstigsten Falle ein besonders scharfsichtiger Kriminalist annehmen würde. Mit der Wahrscheinlichkeit, einer solchen Ausnahmeseheinerkennung zu begegnen, konnte er im Ernst gar nicht rechnen. Irrenden Durchschnittebeamter würde in allen seinen Erzählungen nichts sehen, als die verworrenen Versuche eines im höchsten Grade Verdächtigten, die Schuld von sich abzuwälzen, die Dinge unklar zu machen.

Es litt ihn nicht im Raum; rechts und links von ihm saßen schwabende Menschen, die ihm unerträglich wurden, deren harmloses Lachen seine Nerven beleidigte. Er erhob sich und ging auf die Straße hinaus — über den Kongens Nytorv, dem Hafen zu. Er nahm ein Segelboot; das war eine gewohnte und erfrischende Ablenkung. Während er im milden Morgenwind der Längs Linie zutauerte, fiel ihm plötzlich seine gestrige Autofahrt ein. Der Wagenführer!

Sicher hatte er schon von dem Mord gelesen und ohne jede Frage hatte er sich seines Fahrgastes von gestern abend erinnert. Hatte er ihm nicht miträumlich nachgesehen? Die Thomaskade hatte ein einziges Haus; nur diesem einen konnte sein Besuch gegolten haben. Ganz sicher: der Wagenführer hatte sich, belohnungsmiternd, längt auf der Polizei gemeldet, hatte seine Fahrt von gestern in allen Einzelheiten geschildert, hatte seinen Fahrgast beschrieben!

Das Boot glitt langsam am Goldbood vorüber. Zur Linken lag die Lange Linie, Autos und Equipagen sausten vorüber, vielleicht war der Wagenführer von gestern abend unter ihnen — vielleicht erkannte er seinen Fahrgast im nahen Boot — vielleicht ... Er feuerte unwillkürlich der Mitte zu.

Vor dem Molenpavillon saßen ein paar frohe Ausflügler beim Tee. Der Anblick der Menschen tat ihm beinahe weh.

Noch etwas fiel ihm ein: Er hatte zweifellos ein gewisses Interesse am Tode Erichs. Erich war mit dem Mädchen verlobt, das er liebte. Gewiß, Daisy hatte sich unzweideutig für ihn, für Jens erklärt. Aber das waren Nebenlagen, auf die ein Durchschnittskriminalist nichts gab. Ihm genügte die äußerliche banaleffide Verbindung der Dinge. Das mindeste, womit er zu rechnen hatte, war eine lange, weinvolle Untersuchung.

Er mußte Kopenhagen, Dänemark verlassen. Während er wendete, fiel ihm ein weiterer wichtiger, ja entscheidender Punkt ein. Dem gehörte das Haus, in dem der Mord verübt war?

Während ihm diese schicksalsschwere Frage einfiel, veripürte er fast einen körperlichen Ruck. Daran erkannte er, daß er am Kernpunkt des ganzen Falles angelangt war. Dem gehörte das Haus?

Er ließ verzweifelt die Arme sinken. Ach — er durfte nicht fragen. Jedes Wort würde ihn verdächtig machen. Er mußte warten, bis die Zeitungen aus sich heraus etwas darüber brachten.

Er landete und lief ziellos durch die Straßen; über den Kongens Nytorv, durch das Gemüß

der Kjöbmagegade über den Raadhushplassen. Dabei erlachte er sich darüber, daß er jeden Autoführer unter die Mähe spähte.

Das war unerträglich.
 Mittagszeitungen!
 Dort drüben stand ein Kiosk. Er kaufte mit gleichmütigem Gesicht ein Blatt; unbefangen schlenderte er eine kleine Seitenstraße hinunter, die bergab der Stadt zuführte. Langsam ließ er seine Augen mit aufdauerhafter Regier über die Spalten gleiten. Wobald er die einen sah und sah sich unwillkürlich um.

Der Wagenführer hatte sich gemeldet.
 Er hatte eine ausführliche Beschreibung der ganzen seltsamen Fahrt gegeben; erst nach der Bergensgade, dann nach der Thomaskade, nach dem Schauplatz des Mordes. Darauf folgte eine genaue Beschreibung seines Fahrgastes.
 Der Zeitungsartikel ließ durchblicken, daß dieser Fremde aus mancherlei Gründen nicht Wichtigkeit war. Es ging aus den Zeilen nicht hervor, ob man ihn für den Mörder hielt, stimmte aber war, daß man ihn in Verbindung mit der Tat brachte. Auf alle Fälle suchte die Polizei eifrig nach jenem unbekanntem Fahrgast aus dem Auto.

Jens Jansens erster Gedanke war, sich dem Fiskus abzutreiben, seine Koffer ein: das bedeuerte rückzuführen. Aber dann fiel ihm ein, das bedeuerte seine sichere Verhaftung. Der Autoführer hatte auch erwähnt, daß sein Fahrgast gewisse charakteristische Züge des Deutschen gehabt habe. Sein Fernbleiben mußte im Hotel anfallen — man würde seine Koffer durchsuchen, seine Eintragung im Fremdenbuch prüfen; es stand klar und deutlich: Jens Jansens war in Berlin.

Er lebte ins Hotel zurück und verlangte seine Rechnung. Es war ihm, als ob der Hotelier ihn heimlich musterete — oder waren es seine erregten Nerven, die ihm das alles vorläufigen? Lange konnte er diese maßlose Erregung nicht mehr ertragen.
 Am Abend reiste er ab. Zu seiner eigenen Verwunderung gelangte er unbeeinträchtigt nach Berlin zurück.
 (Fortsetzung folgt)

Bedeutung und Erhaltung einer gesunden Mittelschicht.

Von

Dr. Otto Everling,

Vorsitzender des „Schubkartells deutscher Gewerksarbeiter“.

Eine deutsche Aufgabe.

Vor einiger Zeit wurde zu Hannover im Vermittlungsgebäude des Deutschen Handwerks- und Gewerbetages eine Sitzung der großen Verbände des gewerblichen Mittelstandes und des „Schubkartells deutscher Gewerksarbeiter“ abgehalten, in der nach einem Vortrag des Verfassers dieses Aufsatzes ein „Reichsausschuß der deutschen Mittelschicht“ gegründet wurde.

Die Vermittlungen gingen von der gemeinsamen Ansicht aus, daß der Verfall der Mittelschicht das Verderben jeden Volkes ist, und weiter von der gemeinsamen Erfahrung, daß der Verfall der Mittelschicht in Deutschland durch die Kriegserfolge, namentlich durch den Währungszerfall weit fortgeschritten ist. Wer über den Vermögensverlust, die Einkommensverminderung und die Konsumeinchränkung nicht nur aus vereinzelten Beobachtungen Schlüsse ziehen will, sondern den Umfang und die Bedeutung der Verelendung des Mittelstandes zahlenmäßig kennen will, der nehme das Heft 106 der Beiträge des Bayerischen Statistischen Landesamtes zur Hand. In dieser Schrift wird in sorgfältiger Verwertung und Beurteilung der Zahlen nachgewiesen, welche verheerende Wirkung der Währungszerfall für den gesamten Mittelstand, insbesondere aber den geschädigten Mittelstand gehabt hat. Inwiefern ist diese sorgfältige Arbeit, die sich nicht nur auf bayerische Verhältnisse, sondern auf das ganze Deutsche Reich erstreckt, eine ernste Mahnung, Mittelschicht und damit den Verfall des Volkes entgegenzuwirken. Darum laute man sich dieser Frage vor: Wollen die einzelnen Gruppen der Mittelschicht sich einzeln weiter zermürben lassen oder wollen sie trotz ungleicher Verhältnisse sich wegen der wichtigeren gemeinsamen Güter zusammenschließen und gemeinsam abwehren und aufbauen? In dieser Mittelschicht gehört nicht nur, was man bisher in der Mittelschichtsbewegung den „selbständigen“ Mittelstand nennt: Handwerk, Kleinhandel, Bauernwesen. Sondern kommen die Angestellten und Privatarbeiter, die man wohl auch den „neuen“ Mittelstand genannt hat. Und eine weitere Gruppe bilden die Staatsbeamten und die freien Berufe, also die Gewerksarbeiter.

St ein Zusammenwirken dieser verschiedenen Gruppen des Mittelstandes, insbesondere also der geistig und gewerblichen Mittelschicht in der Not der Zeit möglich, um die deutsche Mittelschicht zu erhalten und gesund zu machen? Sind die gemeinsamen Lebensbedingungen der Mittelschicht und ist das gemeinsame Leben in der Lebenshaltung groß genug, um über ein gemeinsames Rettungswerk durchzuführen? Wollen sich die offenbaren Interessen der Gruppen stärker erweisen, die verschiedenen Interessen der deutschen Mittelschicht auseinanderhalten und den Zermürbungsprozeß durch die Großmacht des Kapitals und dem Währungszerfall der Handarbeiter beschleunigen? Sind inneren Gegenstände der verschiedenen Mittelschichtgruppen bekannt? Große Teile des „neuen“ Mittelstandes finden ihren Nährboden im Großbetrieb, der vom gewerblichen Mittelstand vielfach als Gegner empfunden wird. Konsumieren und Warenhaus werden von dem einen benutzt und unterstützt, von dem anderen bekämpft. Der gewerbliche Mittelstand sieht sich mehr als Konjunkturleidender, der Krieg und beim Währungszerfall trat das Bedeutsame hervor: die eine Seite verlor die niedere andere den Wiederbeschaffungspreis und das wirtschaftlichen Interessenlagen haben auch neuwertige Erfolge gebracht. Trotz der recht weit verbreiteten Mißstimmung über die Gestaltung und Haltung der politischen Parteien und die politischen und konfessionellen Wertschätzungen stärker erweisen als die abweichenden Mittelschichtbestrebungen.

Man darf man aber diese Gegenstände auch nicht übersehen und unnötig verärgern. Innerer und der geistig Schaffenden abt es auch nicht das Interessengegenstände unter sich. Handwerker, Kleinhandel, und Bauerntum, die doch zusammenwirken wollten, ziehen durchs Währungszerfall immer an einem Strang. Durch sie hindert der Gegensatz von Stadt und Land. Die Landwirte, vielleicht der einseitigste Stand, haben auch wieder verschiedene Interessen der Wirtschaftler und der Getreidebauer nicht anders eingeteilt. Das Handwerk, jetzt nicht am besten organisiert, zeigt mannigfaltige Strömungen. Kleinvertrieb und Einzelhandel haben in sich wesentliche Verschiedenheiten Draufstellungen. Die Interessen der Einzelvertriebenen und Einzelhändler und der anderen, denen sich durchaus nicht.

Was der gewerbliche Mittelstand bei gemeinsamen Wirken sowohl der einzelnen Verbände, wie der ganzen Gruppe stets ersehnt, eine Mittelschicht zu finden, damit nicht durch Maßnahmen zukünftiger einzelner Mittelschichtgruppen die wirtschaftlichen Interessen der Mittelschicht nicht unbedeutend für eine gesunde Mittelschicht miteinander zu wirken, und dies unumgänglich, weil die anderen Konjunktur, unrichtig ist. Darum hindern die wirtschaftlichen Interessen der Gruppen die gewerblich und geistig schaffenden für eine gesunde Mittelschicht miteinander zu wirken, und dies unumgänglich, weil die anderen Konjunktur, unrichtig ist. Darum hindern die wirtschaftlichen Interessen der Gruppen die gewerblich und geistig schaffenden für eine gesunde Mittelschicht miteinander zu wirken, und dies unumgänglich, weil die anderen Konjunktur, unrichtig ist.

aus der Luft zu gewinnen, war ein Nebenprodukt. Und dabei ist noch zu beachten, daß das Wohlergehen der konsumierenden Schichten das Gedeihen der produzierenden Stände bedingt. Auch steht sich im gewerblichen Mittelstand immer die Erkenntnis durch, daß es gilt, in erster Linie nicht das zu fordern, was andere Betriebe hemmt, sondern daß es gilt, alle Mittel anzunehmen, um die eigene Leistungsfähigkeit des Gewerbes und Kleinhandels positiv zu heben.

Freilich darf man auch nicht übersehen, daß das Gemeinheitsgefühl, das für die ständische und klassenmäßige Gliederung so wichtig ist, zwischen den geistig und gewerblich schaffenden Gruppen der deutschen Mittelschicht noch nicht genügend gepflegt wurde. Höhere Beamte, Rechtsanwält, Künstler, leitende Angestellte, die Träger der Gewerksarbeit, haben eine andere Lebenshaltung und geistige Einstellung, als die Mitglieder des gewerblich tätigen Mittelstandes. Wer tiefer schaut, beobachtet aber auch starke Unterschiede in Lebenshaltung und Lebensauffassung innerhalb des gewerblich tätigen Mittelstandes und der geistig schaffenden Stände, und Gleichmacherei wird nie das Ideal und Ziel einer gesunden Mittelschicht sein können. Das Gemeinheitsgefühl hemmt nicht der gesellschaftliche Unterschied, wohl aber der gesellschaftliche Hohn. In der neueren Entwicklung sind manche Brüder geschlagen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit läßt sich durch Zusammenarbeit mehr und mehr schaffen. Und es zeigt sich in beiden Lagen das gemeinsame geistig-moralische Frontmachen gegen die Vorherrschafft des „Praktariats“ und des „Kapitals“. Darum scheint es mir durchaus möglich und nötig, trotz der gelegentlichen wirtschaftlichen Gegensätze, ein Zusammenwirken herbeizuführen, das dieses negative Frontmachen zu einem positiven schöpferischen Aufbau der Mittelschicht durch wechselseitige Förderung ausstattet. Denn diese Gruppen unseres Volkslebens haben viel Gemeinames. Und das Gemeinsame ist nicht in erster Linie wirtschaftlicher Art, es ist sozialer Art. Der Sinn für soziale Gerechtigkeit ist im

deutschen Mittelstand lebendig geworden und kann eine gute Lösung werden, unsere Forderungen zu begründen und unsere Lebensbedingungen zu würdigen. Wir müssen das gute Recht aller Gruppen anerkennen und gegenseitig verstehen. Wahre Gerechtigkeit sagt nicht: jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine. Maßnahmen, die für Handel und Gewerbe einen guten Sinn haben, lassen sich nicht ohne weiteres auf die Eisenart und Lebenslage der Gewerksarbeiter anwenden.

Und das ist das Gemeinsame weiterhin nationaler Art. Das Kapital ist durch sich, das Proletariat leider durch Mißverständnis stark international. Die Mittelschicht ist die nationale Kerntruppe des Volkes! Und sie ist zahlenmäßig nicht gering. Sie wird auf 6 Millionen Haushaltungen berechnet, wovon 2 Millionen dem sogenannten alten, 4 Millionen zum sogenannten neuen Mittelstand zu zählen sind! Und politisch zeigt diese Gruppe bei allen Parteiverhältnissen zu den Anhängern einer Staatsautorität, denen gewalttätiger Umsturz innerlich zuwider ist. Es ist der Begriff des „Bürgerturns“, der, vielfach verkannt und tot gesagt, alle Gruppen des Mittelstandes verbindet.

Diesem Kern des deutschen Volkes und damit dem ganzen Volk deutet man, wenn man den Versuch macht, den geistig und gewerblich schaffenden Mittelstand in all seinen Gruppen in organisatorische Fühlung zu bringen und seine gemeinsamen Lebensbelange herauszuarbeiten. Die wirtschaftlichen Interessen werden diese Gruppen vielfach gemeinsam, bisweilen nacheinander, vielleicht auch einmal, wenn sich ein Ausgleich nicht findet, gegeneinander aufstellen. Im sozialen Verständnis können sie miteinander wachsen zur sozialen Gerechtigkeit und Verständigung und im nationalen Streben werden sie sich eins wissen, unter bedrohtem und aenechtem Volk aus dem Verderben herauszuführen, dem es sicher verfallt, wenn seine Mittelschicht zerfällt. Darum ist die Gründung eines „Reichsausschusses der deutschen Mittelschicht“ zu begrüßen.

Elßaß-Lothringer.

In einer Autonomie-Sondernummer der elßassischen Heimatzeitschrift „Der eiserne Mann“ hatte Camille Dablot, der langjährige Chefredakteur der Straßburger „Republique“, den Franzosen und ihrer „verbohrten Logik“ vorgeworfen, daß sie ganz mechanisch die 21. Deparlemente Frankreichs auf eine Linie gestellt hätten. Am ehesten hätten sie noch Verständnis für einen Vergleich der Bretagne mit dem Elßaß. Aber da gibt Dablot den Parisern zu verstehen, daß „hinter der Bretagne das Meer“ liegt, „aber hinter dem Elßaß steht die ganze Welt“, die Franzosen hätten eine Probe dafür, daß die Welt in der Tat wieder lebhaftes Interesse an Elßaß-Lothringen nimmt, in diesen Tagen bekommen, als sie daran gingen, durch „Sanktionen“ die Heimatrechtsbewegung klein zu kriegen.

Eine elßassische katholische Monatschrift, „Die Heimat“ aus Schlettstadt, hat eine interessante Broschüre ausgegeben, die 1794 während der großen französischen Revolution von einem französischen Jakobiner veröffentlicht worden ist. Darin zeigt sich die berühmte „Liebe“ zum Elßaß besonders drastisch. Es wird gewalttätige Verpflanzung der widerpenigen Elßasser vorgeschlagen, und — „eine Kolonie muß eingeleitet werden, die auch Elßasser als Schutz (1) und Beispiel dient in der Liebe und in der Verteidigung der einen und unteilbaren Republik.“ — Ein lebenswürdiges Seitenstück zu der von französischer Seite einige Zeit früher in Aussicht genommene Deportierung der gesamten deutsch-lothringischen Bevölkerung nach Kanada.

Französische Blätter im Elßaß haben ihrem „Erkennen“ darüber Ausdruck gegeben, daß die autonomistische Presse nicht erwähnt habe, wie in letzter Zeit drei Elßasser in höhere Stellung gelangt seien. Der „Elßasser Kurier“ meint dazu: Wir Elßasser versprechen, daß wir alle solche Fälle künftighin mit einem Kopfschütteln begrüßen werden, allerdings unter der Bedingung, daß die Gegenseite das gleiche jedesmal dann tut, wenn in unserem Land wieder einer etwas geworden ist, der weder unsere Mutter-sprache sprechen kann, noch überhaupt etwas von unseren Angelegenheiten versteht. Es ist ziemlich sicher, daß auch ohne rückwirkende Kraft dieses „Abkommen“ die französischen Redaktionen dann überhaupt nur noch im Kopfstand ihre Arbeit tun werden, während im Elßaß diese Unbequemlichkeit nur alle Schalljahre erwacht.

Wilson der Kriegsverlängerer.

Unter diesem Titel hat Professor Harry Elmer Barnes, Professor der Geschichte am Smith College, ein Buch über die Kriegsschuldfrage erscheinen lassen, das von den Wahrheitliebenden der ganzen Welt begrüßt werden wird. Professor Barnes hat die Erforschung der Kriegsschuldfrage zu einer Lebensaufgabe gemacht. Unermüdet hat er das einschlägige Material gesammelt, hat es gesichtet und gesondert, um zu den reinen Quellen zu kommen, aus denen allein die Wahrheit fließen kann — den geschichtlichen Tatsachen. In einer Reihe von Artikeln in Current History, in der Nation, in Christian Century und andern bekannten Zeitschriften des In- und Auslandes hat er mit seinem scharfen Geist unermüdet gekämpft gegen die Versailleschuldfrage. Jetzt legt er in einem umfangreichen Bande das Ergebnis seiner jahrelangen Forschungen zusammen, unterbreitet er der staunenden Welt den aktuellsten Beweis, daß die unmittelbare Verantwortung für den großen Krieg Frankreich und England trifft, die freilich ohne das verächtliche Intrigenspiel des damaligen britischen Außenministers Grey ihr Ziel nicht erreicht haben würden. Professor Barnes schießt sich der Auffassung des französischen Forschers Fabre-Luce an, daß die Politik Deutschlands und Oesterreich-Ungarns den Krieg ermöglicht, daß aber die Entente ihn unvermeidlich gemacht habe. Jene beiden Mächte wollten den Krieg nicht, Frankreich, England und Oesterreich wollten ihn und führten ihn mit voller Ueberlegung herbei. Die Behauptung des Versaillescher Vertrag, Deutschland habe den Krieg gewollt und herbeigeführt, bezeichnet er als falsch, irreführend und ungerecht.

Was dem Barnes'schen Buche ein über den Gesamtinhalt noch weit hinausgehendes Interesse gibt, ist die Darlegung des Eintrittes der Vereinigten Staaten in das Ringen. Professor Barnes schießt sich hier der Auffassung an, daß Deutschlands Kriegshandlungen zur See mit Americas Eintritt in den Krieg nichts zu tun gehabt haben; daß Wilson von vornherein entschlossen war, in den Krieg einzutreten, wenn die kriegerischen Ereignisse eine für England ungünstige Wendung nähmen. Im Gegensatz zu unserem damaligen Volksthafter Verrückten, der auch heute noch behauptet, Wilson sei bis zuletzt entschlossen gewesen, den Frieden zu erhalten, habe aber seine Friedenspolitik wegen der Haltung Deutschlands in der Tauchbootfrage nicht durchzuführen können, vertritt Professor Barnes den Standpunkt, daß Wilson schon vor dem Ende des Jahres 1915 zu dem Entschluß gekommen war, den Alliierten beizutreten, sobald er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß England ohne die Hilfe Americas nicht entscheidend siegen könne.

Im einzelnen sind die Gedankengänge des Professors Barnes folgende: Die Vereinigten Staaten waren im Jahre 1870 Deutschland freundlich gegenüber als irgend einer anderen europäischen Großmacht. Dieser Umkehrung der amerikanischen Stimmung wurde in erster Reihe durch Handelseiferstände, durch Zusammenstoße bei imperialistischen Abenteuern und durch die Tatsache verursacht, daß der amerikanische Neugierdienst, soweit Deutschland in Betracht kam, zumeist durch die notorisch deutschfeindlichen englischen Zeitungen beeinflusst wurde, die erwiesenermaßen unter dem Einfluß Lord Northcliffes standen. Gemeinlich herrscht die Ansicht vor, daß die Wiedereröffnung des unbedingten deutschen Tauchbootkrieges zu Anfang des Jahres 1917 die wirkliche und einzige Ursache des Eintrittes Americas in den Weltkrieg war.

Das ist nicht die Wahrheit.

Wilson hatte länger als ein Jahr vor dem Januar 1917 sich entschlossen, in den Krieg ein-

zugreifen, sobald er das amerikanische Volk für seine kriegerischen Pläne gewinnen konnte. Der deutsche Tauchbootkrieg war eine berechtigte Vergeltung für die fortgesetzten völkerrechtswidrigen Handlungen Englands zur See — Handlungen, gegen die mit dem nötigen Nachdruck zu protestieren, Wilson sich weigerte. Die „Lusitania“ war ein registrierter Hilfskreuzer der britischen Flotte und hatte, als sie zu ihrer letzten Reise von Newport abfuhr, 5400 Briten an Bord. Die Passagiere waren zwei Wochen vor der Abfahrt des Schiffes von der deutschen Regierung vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt worden, und die Benutzung des Schiffes stand in Widerspruch zu der Forderung der Vereinigten Staaten. Dem Befehlshaber des deutschen Tauchbootes, das die „Lusitania“ versenkte, war, als er den ersten Torpedo abfeuerte, die Identität des Schiffes nicht bekannt, und als er die Identität feststellte, enthielt er sich weiterer Angriffe. Die „Lusitania“ hätte unter gewöhnlichen Umständen lange genug flott bleiben sollen, um alle Passagiere auszuheben zu können, lediglich das Explodieren der Munition verhinderte es.

Professor Barnes fährt fort: Es mag zugegeben werden, daß Wilson in der Theorie den Frieden bevorzugte, aber in der Praxis verfolgte er. Schon vor Ende des Jahres 1915 hatte er den Entschluß, an der Seite der Entente in den Krieg einzutreten, sobald er sich überzeugt hatte, daß England ohne die Hilfe der Vereinigten Staaten einen entscheidenden Sieg nicht erringen könne. Wilson war durchaus probistisch gesinnt. Im Januar 1916 schickte er den Obersten House nach Europa, um Grey die Mitteilung zu überbringen, daß die Vereinigten Staaten in den Krieg eintreten würden, sobald man die öffentliche Meinung für den Krieg gewonnen habe. Vier Wochen nach der Abfahrt dieses erklärte Wilson in seiner Milwaukeer Rede mit Nachdruck, die Vereinigten Staaten würden in den Krieg nicht eintreten. Aber schon im April 1916 ergriff er die demokratischen Führer im Kongreß zu veranlassen, ihm beizustimmen zu sein, das Land in den Krieg zu führen, was sie damals noch entschieden ablehnten. Wenn Wilson im Herbst 1916 der demokratischen Kampagneleitung gestattete, den Wahlkampf auf Grund der Erklärung zu führen, daß seine Wiederwahl die Erhaltung des Friedens gewährleisten würde, dann tat er das, weil er wußte, daß der Krieg damals noch nicht volkswillig war und weil er seine Wiederwahl nicht gefährden wollte. Er tat es auch deshalb, weil er auf diese Weise seine kriegerischen Absichten am sichersten verhillen konnte, um, wenn er später mit seinen Plänen an die Öffentlichkeit treten müßte, dem Verdacht vorzubeugen, als liege der Entschluß, den Alliierten beizutreten, weit zurück.

Das Eingreifen der Vereinigten Staaten war ein Unheil sowohl für Amerika, wie für die ganze Welt. Ohne dieses Eingreifen wäre es unzweifelhaft zu einem Verständigungsfrieden gekommen. So wurde der Krieg unnötiger Weise um zwei Jahre verlängert. Das Eingreifen der Vereinigten Staaten hat das Schandwerk von Versailles möglich gemacht, das beinahe ebensowohl Elend über die Welt gebracht, ebensowohl das erzeugt hat wie der Krieg selbst. Die durch die Verlängerung des Krieges verursachte Trostlosigkeit und Verzweiflung hat Lenin und Mussolini die Wege gebahnt. In den Vereinigten Staaten selbst hat der Krieg die öffentliche Moral schwer geschädigt, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit vernichtet, eine heillose Korruption ausgelöst und jeder Art Unzulänglichkeit Vorschub geleistet. Wilson selbst hat vor seinem Tode die Zwecklosigkeit der Intervention der Vereinigten Staaten zugegeben, als er den Wunsch aussprach, daß Deutschland Frankreich den Krieg erklären und es entscheidend schlagen möge. Bruce Bliven hat recht: Wir haben uns damals als Dumme gebrauchen lassen und England und Frankreich die heißen Kassen aus dem Feuer geholt.

Das mit Spannung erwartete Buch Clemenceaus „Demothènes“ ist bei Plon, Paris, erschienen. Clemenceau gibt darin eine von Skrupeln gefällige, kritisch-philosophische Lebensbeschreibung des großen griechischen Redners, in dem er ein Gleichnis für sein eigenes politisches Wirken zu finden glaubt. Es ist ein Buch voll Bitternis. Das Buch eines Griechen, der sein Lebensziel erreicht hat, wie es selten einem Menschen vergönnt ist, und der sich doch ein Jahr-Schicksal zu schreibt. Clemenceau sucht den Nachweis zu führen, daß Demothènes als einziger in Athen die von Mazedonien her drohende Gefahr erkannte und sein ganzes Leben zur Rettung seines Vaterlandes einsetzte, aber bei diesem Versuch scheiterte, weil Athen nicht gerettet werden wollte.

Die historischen Tatsachen sind in dem Buch nur flüchtig berührt. Den Mazedoniern, die von den Griechen stets nur als Barbaren angesehen und von den olympischen Spielen ausgeschlossen waren, entsetzt plötzlich ein eherner König, der Athia ist, sich gehorhame Soldaten zu schaffen, denn die Bürger sind stets nur denjenigen willig gefolgt, die ihnen Blut abforderten. Die Stunde ist nahe, wo die gefährlichste Krise der anliegenden Geschichte anbrechen, wo die niedrigste Brutalität des Eisens der höchsten Entwicklung des Gedankens gegenüberzutreten sollte. Griechenland wartet es, einen Mann gegen das unvermeidliche Schicksal aufzustellen. Er kann die Rettung sein. Demothènes antwortet auf Krieg mit Krieg, weil Unterwerfung unter brutale Gewalt nur einen erniedrigenden Frieden geben kann. Sein Unglück besteht in der völligen Verbannung des intelligenten Volkes, der Unentschlossenheit des tapfersten Volkes, den Schwächen des an überraschenden Siegen und Triumpfen reichsten Volkes.

Die Lehre liegt zu klar auf der Hand, um mißverstanden zu werden. Es genügt nicht, am Tage der Schlacht tapfer daran teilzunehmen, wenn man nicht in der Lage ist, in der Aufrechterhaltung auszuhalten. Es liegt eine hohe Lehre in diesem Leben voll Tragik, in dem jeder einen Anlaß zur eigenen Entfaltung finden kann. Es liegt sogar eine nicht minder schöne Lehre in der vornehmen Höhe jener Männer, die Schweigend leben. Ihren Dank werden sie darin finden, daß sie den Kommentaren der mittelmäßigen Geister entgehen...

Wenn Dionys von Halikarnas Demothènes als den größten Redner aller Zeiten hinstellt, erlaube ich mir das Lob ungenügend zu finden, da das geprochene Wort nur leerer Schall bleibt. Ohne die Tat im vollen Sinne des Wortes war Demothènes ein Mann. Das ist cernig, wenn man recht hinsieht, ist es zu wenig.

Demothènes — schießt Clemenceau — hat uns ein Beispiel hinterlassen, das viele heute noch nicht verstehen. Die gemeine Mittelmäßigkeit der Menschen hält sich lieber an die Taten und Gesen der Eroberer, die die Menschen lehren, einander zu töten. Demothènes hatte seine beispiellose Energie und Tatkraft an ein Volk vergeudet, dem jeder Sinn für die Notwendigkeit einer dauernden Kraftanstrengung und jede Vorbereitung von nationalem Zusammenhänge fehlte.

Der militärische Sieg ist eine Augenblickssache. Man muß ihn ergründen, um ihn festzuhalten, um den Frieden forschen zu können.

Das ist das letzte Vermächtnis eines Haffers, den das Leben nicht mürbe und der Sieg nicht weise gemacht hat.

Demothènes.

Das Buch Clemenceaus „Demothènes“ ist bei Plon, Paris, erschienen. Clemenceau gibt darin eine von Skrupeln gefällige, kritisch-philosophische Lebensbeschreibung des großen griechischen Redners, in dem er ein Gleichnis für sein eigenes politisches Wirken zu finden glaubt. Es ist ein Buch voll Bitternis. Das Buch eines Griechen, der sein Lebensziel erreicht hat, wie es selten einem Menschen vergönnt ist, und der sich doch ein Jahr-Schicksal zu schreibt. Clemenceau sucht den Nachweis zu führen, daß Demothènes als einziger in Athen die von Mazedonien her drohende Gefahr erkannte und sein ganzes Leben zur Rettung seines Vaterlandes einsetzte, aber bei diesem Versuch scheiterte, weil Athen nicht gerettet werden wollte.

Die historischen Tatsachen sind in dem Buch nur flüchtig berührt. Den Mazedoniern, die von den Griechen stets nur als Barbaren angesehen und von den olympischen Spielen ausgeschlossen waren, entsetzt plötzlich ein eherner König, der Athia ist, sich gehorhame Soldaten zu schaffen, denn die Bürger sind stets nur denjenigen willig gefolgt, die ihnen Blut abforderten. Die Stunde ist nahe, wo die gefährlichste Krise der anliegenden Geschichte anbrechen, wo die niedrigste Brutalität des Eisens der höchsten Entwicklung des Gedankens gegenüberzutreten sollte. Griechenland wartet es, einen Mann gegen das unvermeidliche Schicksal aufzustellen. Er kann die Rettung sein. Demothènes antwortet auf Krieg mit Krieg, weil Unterwerfung unter brutale Gewalt nur einen erniedrigenden Frieden geben kann. Sein Unglück besteht in der völligen Verbannung des intelligenten Volkes, der Unentschlossenheit des tapfersten Volkes, den Schwächen des an überraschenden Siegen und Triumpfen reichsten Volkes.

Die Lehre liegt zu klar auf der Hand, um mißverstanden zu werden. Es genügt nicht, am Tage der Schlacht tapfer daran teilzunehmen, wenn man nicht in der Lage ist, in der Aufrechterhaltung auszuhalten. Es liegt eine hohe Lehre in diesem Leben voll Tragik, in dem jeder einen Anlaß zur eigenen Entfaltung finden kann. Es liegt sogar eine nicht minder schöne Lehre in der vornehmen Höhe jener Männer, die Schweigend leben. Ihren Dank werden sie darin finden, daß sie den Kommentaren der mittelmäßigen Geister entgehen...

Wenn Dionys von Halikarnas Demothènes als den größten Redner aller Zeiten hinstellt, erlaube ich mir das Lob ungenügend zu finden, da das geprochene Wort nur leerer Schall bleibt. Ohne die Tat im vollen Sinne des Wortes war Demothènes ein Mann. Das ist cernig, wenn man recht hinsieht, ist es zu wenig.

Demothènes — schießt Clemenceau — hat uns ein Beispiel hinterlassen, das viele heute noch nicht verstehen. Die gemeine Mittelmäßigkeit der Menschen hält sich lieber an die Taten und Gesen der Eroberer, die die Menschen lehren, einander zu töten. Demothènes hatte seine beispiellose Energie und Tatkraft an ein Volk vergeudet, dem jeder Sinn für die Notwendigkeit einer dauernden Kraftanstrengung und jede Vorbereitung von nationalem Zusammenhänge fehlte.

Der militärische Sieg ist eine Augenblickssache. Man muß ihn ergründen, um ihn festzuhalten, um den Frieden forschen zu können.

Das ist das letzte Vermächtnis eines Haffers, den das Leben nicht mürbe und der Sieg nicht weise gemacht hat.

Erziehung zur Höflichkeit.

In Newyork wohnte eine alte Dame, die selbst ihre Einkäufe zu besorgen pflegte. Jeden Morgen Punkt 9 Uhr machte sie sich auf den Weg zu ihren verschiedenen Lieferanten und jeden Morgen präzis 5 Minuten nach 9 Uhr begegnete sie an derselben Straßenecke einem jungen Mann, der zur selben Zeit in sein Bureau ging. Der junge Mann war, obwohl er in Newyork wohnte und arbeitete, von dem häßlichen und lärmenden Leben und Treiben der Metropole noch nicht so ergriffen und verdorben, daß er nur noch an die Dollar dachte, die er verdienen ging. Jeden Morgen, wenn er die alte Dame mit ihrer Einkaufstasche traf, schritt er höflich zur Seite, um ihr Platz zu machen. Die alte Dame dankte ihm mit einem leichten Kopfnicken und einem Nicken, der junge Mann lästete liebenswürdig den Hut und ging weiter. Die alte Dame war von der in Newyork auf der Straße ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit aufs höchste überrascht und gerührt. Es gab ihr keine Ruhe, bis sie den Namen des so gut erzogenen jungen Mannes kannte. Und als sie ihn wußte, als sie auch erfahren hatte, wo er wohnte, so daß kein Zweifel wegen seiner Identität herrschte, begab sie sich zu ihrem Notar, mit dem sie eine wichtige Unterredung hatte.

Vor kurzem fiel es dem jungen Mann auf, daß er der alten Dame mit der Einkaufstasche nicht mehr begegnete. Zuerst wunderte er sich, dann aber begann er sich Gedanken zu machen. „Sollte die Arme krank sein?“ Er sorgte sich wirklich um die alte Frau. Aber er hatte ja keine Ahnung, wer sie sei, und wenn ihm auch mitten während der Arbeit die Erinnerung an sie aufstieg und er über sie zu grübeln begann, so mußte er sich schließlich sagen, jetzt, wo er ihr nicht mehr nachgehen konnte, um ihren Wohnort festzustellen, werde es ihm in der Metropole nicht möglich sein, die alte Dame zu ermitteln, von der er bloß wußte, daß sie täglich um 9 Uhr morgens an einer bestimmten Straßenecke mit einer Einkaufstasche erschienen war. Doch es dauerte nicht lange, so erfuhr er die Ursache ihres Fernbleibens. Die alte Dame war gestorben und so schrieb ihm ihr Notar, hatte ihn zum U n i v e r s a l e r b e n ihres nicht unansehnlichen Vermögens eingesetzt, einzig und allein aus Anerkennung seines liebenswürdigen Benehmens.

Der junge Mann, der ob dieses unvermuteten Glücksfalles natürlich im siebenten Himmel war, konnte sein Geheimnis nicht für sich behalten und erzählte es nicht nur seiner Familie und seinen Freunden, sondern jedem, der es hören wollte. Und selbstverständlich kam die Geschichte auch den Newyorker Zeitungen zu Ohren. Seitdem sollen alle jungen Männer und auch die alten sofort Platz machen, wenn sie einer alten Dame begegnen. Sogar Frauen, Mädchen und Kinder folgen diesem Beispiel, denn man kann ja nicht wissen, ob man sich nicht auf diese Weise die Günst einer reichen dankbaren Erblasserin erwirbt. Aber ein Journalist machte sich eines Tages auf, um sich nach dem Namen und der Adresse der alten Dame sowie des glücklichen jungen Universalerben zu erkundigen. Und es stellte sich heraus, daß die alte Dame — wie existiert hatte und daß die ganze Erzählung von der Vereinigung zum Schutze alter Damen auf der Straße erfunden worden war. Aber die Passanten hoffen weiterhin auf eine reiche Erbschaft und machen noch immer alten Damen höflich Platz.

Die Enkel ihrer Eltern.

Die Geschichte eines Mannes, der sein eigener Sohn ist, wird derzeit in den Salons von Chicago viel besprochen. Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, daß dieses seltene Kuriosum im Lande der unmöglichen Möglichkeiten durch eine nicht alltägliche Ehe zustande kam. Der Held der Affäre ist ein reicher Bankier namens Thomas B. Stearns, Inhaber einer Reihe bedeutender Finanzinstitute. Stearns, der heute im 62. Lebensjahre steht, hatte das Unglück, vor einiger Zeit seine Frau zu verlieren. Da der Sohn des Bankiers im Jahre 1917 auf dem französischen Kriegsschauplatz gefallen war, blieb Stearns ganz vereinsamt. Den

alternden Mann hatten diese Schicksalsschläge ganz gebrochen, um so mehr, als er sich bereits vor sieben Jahren mit seinen Verwandten infolge eines Prozesses zerworfen hatte. So entschloß sich eines Tages Stearns, nochmals zu heiraten. Seine Wahl fiel auf die Witwe seines Sohnes, eine dreißigjährige hübsche Italienerin. Da keine gesetzliche Bestimmung besteht, die dem Schwiegervater die Ehe mit der verwitweten Schwiegertochter untersagen würde, konnte der Sechzigjährige die junge Frau bald zum Traualtar führen. Die Heirat des ungleichen Paares erregte in Chicago beargwöhnliche Aufsehen. Es bedurfte keiner geringen Kombinationsgabe, um all die verworrenen verwandtschaftlichen Beziehungen, die durch diese kuriose Eheverbindung entstanden sind, zu erkraten.

Vor allem ist der Bankier durch seine zweite Ehe sein eigener Sohn geworden, da er der Mann seiner Schwiegertochter ist. Noch seltsamer ist die Situation seiner Gattin, die in einer Version ihre eigene Schwiegermutter wurde. Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß die ver-

storbene Frau des Bankiers, durch dessen zweite Ehe zur Mutter ihres ehemaligen Vaters vorgerückt ist. Dies ginge noch alles an. Der Bankier wird jedoch erst dann recht einsehen, wenn zufälligerweise der Geschickliche ein Kindererben folgen sollte. Die Kinder würden dann die Enkel ihrer Eltern werden.

Zwei Zollbeamte erschossen.

Der im Kreise Jasterburg geborene Friedrich Bernede, der vor längerer Zeit vom Militär Schmutzgericht wegen Ermordung eines dortigen Kaufmanns zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt worden war, brach aus der Strafanstalt Jasterburg aus und flüchtete ins Remselgebiet. Dort erhielt er wegen eines neuen Raubmordes 12 Jahre Zuchthaus, die er in der litauischen Strafanstalt in Schaulen verbüßen sollte. Aus diesem Gewahrsam brach er wiederum aus und erschloß auf der Flucht zwei ihn verfolgende Zollbeamte.

Die Kaitwanen und ihre Kobolde.

Geisterglaube im russischen Norden. — Kobolde für jede Lebenslage. — Nachkommen finnischer Ureinwohner. — Ein aussterbendes Volk.

Die ungeheure Ausdehnung Rußlands läßt es begreiflich erscheinen, daß gewisse Gegenden dieses an Bodenschätzen und natürlichen Reichtümern so unerreichbaren Landes für die Russen selbst noch heute unentdeckte Länder sind. Völlig abgeschlossen von aller Welt leben im hohen Norden Stämme, deren Existenz und Lebensstil, wie sie in einer russischen Zeitung gezeichnet werden, ein ethnologisches Kuriosum darstellen. Der Bericht eines von dieser Zeitung ausgesandten Forschers führt uns in das Land der Kaitwanen. Diese nennen sich selbst „Ludirgat“, d. h. alte Knochen; eine sehr gemüthliche Bezeichnung also, wie es scheint. Ihr Gebiet liegt in der Nähe der Eisfelder, im Herzen der Urmälder mit ihren Sümpfen und Seen, in den Gouvernements Olonek und Tscherepowek und umfaßt die Bezirke Borisowitschinsk, Tschichowinsk, Ubininsk u. Krasnoborsk.

Zur Zeit, als die große slawische Völkerveränderung begann, sagten die Nowgoroder Freiherren der finnischen Stamm Vesi in diese Urmälder, wo jetzt, als die Nachkommen der Vesi, die Kaitwanen haften. Die Geend, in der sie ihre Wohnstätte haben, isoliert sie von der übrigen Welt. Heute zählen sie höchstens noch zwanzigtausend Köpfe; sie sterben langsam aus. Die Kaitwanen sind a s c h b l o n d e R e s e n; ihren Lebensunterhalt gewinnen sie auf der Jagd. Die bolschewistische Revolution brachte den Kaitwanen die autonome Herrschaft über ihr Land, aber die darauffolgende Vereinnahmung der Wälder hat ihre Freiheit in gewisser Hinsicht wieder beschränkt. Die Förster betreiben oft recht brutal auf der Ausübung der Verordnung der Sonjnetregieruna. Das Land der Kaitwanen ist wenig fruchtbar; aber dafür sind sie gute Jäger; und Wild und Fisch gibt es dort oben in reicher Menge. Andere wieder verdienen sich ihr Brot als Waldarbeiter. Undurchdringlich ist der Urmald; ein Wagen wird sich nicht durch das Gestrüpp, das keine Wege kennt, hindurcharbeiten können. Die Kaitwanen reiten oder benutzen ein selbstgemachtes Gefährt, das aus zwei langen Ästen besteht, deren Enden am Boden schleifen und mit einem schmalen Brett, das zum Sitzen dient, verbunden sind. Sie haufen inmitten des Urmaldes in kleinen Blockhäusern. Darinnen stehen in der Mitte Ofen, aus Tonerde. Einmal im Monat verwandelt sich die einzige Stube des Blockhauses in eine Wadstube, wo das national-russische „Banja“ zubereitet wird. Der Rauch zieht durch eine Öffnung in der Decke ab. Streichhölzer sind noch unbekannt; das notwendige Feuer wird aus dem Stein geschlagen.

Die Kaitwanen glauben an gute und böse Geister, die mit ihnen zusammenleben, und

mit denen man sich auf guten Fuß stellen muß; zwischen ihnen und den Menschen vermittelt der Zauberer. In jedem Hause lebt, so glaubt der Kaitwane, ein Hauskobold, dem ein guter, warmer Platz hinter dem Ofen zukommt. Dieser Kobold erfreut sich in der Tat großer Achtung. Wenn sich der Kaitwane a. B. ein neues Haus baut, so wendet er sich an seinen Kobold mit den Worten: „Komm, Kobold, mit uns in unser neues Heim.“ Dann nimmt er Wache und eine glühende Kohle aus dem Herd und trägt sie in einem Topf in sein neues Heim; er glaubt dann, daß der Kobold in dem Gefäß mit hinüberwandert. Beim Betreten des neuen Heims muß man sofort einen Haufen und ein Brot hinter den Ofen werfen. Für das Baden ist wieder ein anderer Kobold zuständig; bevor man in das Banja steigt, muß man diesem Spezialwesen Reverenz gezollt haben, sonst kann es sich fürchtbar rächen. Auch in den Schuppen herrschen die Geister, die über den Ausfall der Ernte entscheiden. Wenn mit dem Dreischen begonnen wird, muß die erste Garbe zum Fenster hinausgehängt werden; wenn ein Luftstoß sie zu Boden weht, oder wenn sie gar am nächsten Tag vermodernd ist, so hat sie sich der Kobold geholt. Weniger gläubige Kaitwanen sind der Ansicht, daß sich ärmere Stammesgenossen gern in dieser Aufgabe des „Erntekobolds“ gefallen.

Im Wald herrscht wiederum der Waldgeist. Doch ist dieser im Gegenlatz zu seinem Kollegen in Haus und Scheune ein recht unangenehmer Bursche, der es darauf abgesehen hat, den Menschen nach Kräften böse Streiche zu spielen. Um ihn günstig zu stimmen, muß der Jäger beim Betreten des Waldes Silbermünzen, Federn und Samenkörner opfern; wenn der Waldgeist keine Arbeit hat, kann er sehr gefährlich werden; in diesem Fall muß dann der Zauberer in Aktion treten, der der einzige ist, der helfen kann. Auch die Seen sind von Wasser Kobolden belebt; über alle diese feuchten Geister herrscht der große Wassergeist. Die Kaitwanen erzählen, daß das Wasser ihrer Seen oft auf ganz unerklärliche Weise verschwindet. So soll an der Südküste des Kaitwanen-Sees das Wasser mit Draußen alle sieben Jahre in die Tiefe strömen. Die Kaitwanen erklären die Sache so: Einer der Wasser Kobolde hatte sich beim großen Wassergeist irgendwelcher Verfehlungen unbeliebt gemacht. Der Gewaltige beschloß, ihn aus seinem Reich zu vertreiben und ließ zu diesem Zweck das Wasser des Sees in die Höhe abfließen. So blieb der Wasser Kobold auf einem Felsblock sitzen und heute zwei Jahre lang. Dort fand ihn ein Kaitwane und brachte ihn aus Mitleid in einen Nachbarsee. Inzwischen hatte der große Wassergeist den See wieder volllaufen lassen; als der Kobold dies hörte, siedelte er wieder in sein altes Reich über. Darob ergrimmt, ließ der große Wassergeist den See wieder leerlaufen, und so wiederholt sich das Spiel alle sieben Jahre.

Die Nürnberger Henfersmahlz eit.

Henfer und Hinrichtungsgewohnheiten haben nicht nur den Nimbus des Schauerlichen an sich, sie sind auch Dokumente althergebrachter Rechte, die, nie aufgegeben, sich geradezu als Grotesksten der Kultur ausnehmen. Vor allem wohnt der Henfersmahlzeit eine ganz besonders ausgesprochene Originalität inne. Uebung und Originalgebrauch spielen dabei eine große Rolle, denn entweder hatte der Delinquent alle luftlichen Wünsche frei, oder aber die letzte Mahlzeit war streng jagungsgemäß festgelegt. So reichte eine Stadt allen ihren Delinquenten gedratene Fische mit Svinat gleichviel zu welcher Jahreszeit. Andere wieder setzten ihre Delinquenten nach dem Todesurteil nur noch auf Wasser und Brot. Im allgemeinen aber ließ das letzte Menü im Mittelalter an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig, denn man war ganz allgemein einer heute fast unverständlichen Völlerei ergeben. Kam es doch nicht selten vor, daß der Schatzrichter betrunken aus Schofot kam; manchmal sogar auch der Delinquent.

Geradezu phänomenal war die Bewirtung des Delinquenten, des armen Sünders in Nürnberg, die ihm zweieinhalb Tage lang zuteil wurde. Die gereichten Speisen stehen im ganzen Gegensatz zu den Strafen, mit denen der Malefizant bestraft wurde, Strafen, die ihm den Appetit im voraus nehmen konnten: Köpfen, Rädern, Henken, Säcken, Verbrennen mit vorherigem Sand-, Ohren- und Nasenabhaben und Reiten mit glühenden Nageln.

Kaum einer der Verurteilten mag die Quantität mit der Perspektive auf den Abentenerie he bemalt hat und auch die Tatsache, daß die geantete Bürgerlichkeit, Freunde und Verwandte auch zu dem Leidenhäftling als Zuschauer zugelassen wurden, mag weniger den M o r a l des Malefizanten, wie die Nase der Neugierigen gekitzelt haben.

Die Nürnberger ließen sich nicht lumpen! Das Abschreiben des Lebens pflegte in Nürnberg am Samstag, die Hinrichtung am Sonntag des darauffolgenden Dienstags zu erfolgen. Inzwischen hatte der Kochwirt (Gefangenemantel) das genau bestimmte Essen und Trinken nach folgendem Schema zu liefern und zwar jeder „Malefizperson“, Mann oder Weib. Am Sonntag: einen kalten Rind, 4 Pfund Schmalz, Schweinsbraten, eine Schüssel Salat mit Eier, 6 Semmeln, 1 1/2 Maß (= 2,25 Liter) Wein; am Montag 3 gebratene Tauben oder zwei Hühner, 6 Semmeln, 1 1/2 Liter Wein; am Dienstag früh vor der Hinrichtung: Eierchmalz, Brotwürst, Weinuppe und Semmel. Außerdem noch pro Tag einige Krüge Bier.

Mit leerem Magen mußte bei den Nürnberger keine zum Galgen, und selbst auf dem Weg zur Richtstätte trug man ihm noch eine kleine Menge Wein zur Stärkung voraus. Den Gefängnis benutzte man für den Zutritt an den armen Sünder täglich 1 Maß Wein — also weit weniger guten, als man dem Galgenvogel verschrieb — und dazu für 26 Kreuzer Zitronen. Ob die Zitronen und der etwas mildere Wein die Gestücker der Seelenströmer mäßiglich sonnen machen oder ihnen die Tränen entlocken sollte, wird nicht gesagt. Den Wächtern — 2-3 Wächtern in der Arnsünderzelle bewacht — schenkte man nur 15 Kreuzer für Essen und 15 Kreuzer Lohn pro Tag zu, während der Sonnabendmahlzeit des Arnsünder allein schon 124 Kreuzer kostete.

Daß das Peremoneil für die Henfersmahlzeit, wie anderswo üblich, so gekannt wurde, daß man dem Delinquenten den Wein über die Hand in den Becher schenkte und ihm das Brot nur mit abgedünntem Kopf servierte, berichtet man nicht; wohl nur deshalb nicht, weil diese einem allen Überleben und Henferzeremonie entbehrenden Bräuche an allgemein im Volksbewußtsein verankert waren.

Das ganze Bild ist grotesk-schauerlich: Vor überfüllten Schüsseln, Bechern und Krügen sitzt der arme Schelm einer paradiesischen Fülle gegenüber, wie er sie nie zuvor in seinem Leben ausgemessen haben. Im wahren Sinne sitzen ihm die gebratenen Tauben ins Maul — und am nächsten Nachmittag — flattert er selbst im Winde, der durch die Balken des Abentenerie feht.

Frankreichs Bevölkerungsvorgänge.

Von Adolf Drester.

Clemenceaus graumieses Wort, 20 Millionen Deutsche seien zwiel, ist noch unverraffen. Aus ihm sprach die jahrelange französische Angst vor der größeren Volkszahl Deutschlands, die durch möglichst harte Friedensbedingungen herabgemindert werden sollte, was ja zum Teil leider auch gelungen ist. Zu dieser Angst vor der deutschen Volksvermehrung ist nun in letzter Zeit eine weitere Beforgnis hinzugekommen, die wegen der italienischen Bevölkerungszunahme. Mussolinis Tripolisreise und seine Bemerkung, Frankreich könne wegen seiner sinkenden Volkszahl eigentlich auf ein so großes Kolonialreich keinen Anspruch erheben, wie es eines besitze, hat der französischen Presse Veranlassung gegeben, die Bevölkerungsverhältnisse Frankreichs erneut eingehend zu besprechen. Aus den verschiedenen Erörterungen einer größeren Zahl von Blättern ergibt sich dabei folgendes Bild:

Im Jahre 1700 war Frankreich mit seinen 20 Mill. Einwohnern noch das bevölkertere Land nicht nur Europas, sondern mit Ausnahme von China und Indien, der ganzen Erde. 1789, bei Ausbruch der großen Revolution, fand Frankreich mit 26 Millionen Einwohnern an erster Stelle. Die Napoleonischen Kriege aber, die einen Verlust von etwa drei Millionen zur Folge hatten, ließen Frankreich hinter Rußland zurücktreten. 1851 zählte Rußland 66 700 000 Einwohner, Frankreich 35 1/2. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 war die Volkszahl Frankreichs der der verbündeten deutschen Staaten ungefähr gleich, die Abtretung Elsaß-Lothringens ließ Frankreich aber dann hinter Deutschland zurücktreten, und 1913 nahm

es in Europa nur mehr den fünften Platz hinter Rußland, Deutschland, England und Oesterreich-Ungarn ein. Inzwischen hatten auch die Vereinigten Staaten und Japan Frankreich überflügelt. Durch den Weltkrieg ist zwar Oesterreich-Ungarn in Fortfall gekommen, an seiner Stelle hat aber jetzt Italien mehr Einwohner als Frankreich. Nach amtlicher Meldung betrug Italiens Einwohnerzahl am 31. Dezember 1925 nämlich 42 115 606 Einwohner, müßte also in vier Jahren um etwa drei Millionen gestiegen sein. Frankreichs Bevölkerung aber hat gegenüber der Vorkriegszeit sogar abgenommen.

Während die Bevölkerung Englands von 1871—1914 von 32 auf 46 Millionen und die Deutschlands von 41 auf 68 Millionen anwuchs, stieg die Frankreichs in der gleichen Zeit nur von 36 auf 41 Millionen. 1890—92, 1895, 1900, 1907, 1911 und in der ersten Hälfte von 1914 übertrafen in Frankreich sogar die Todesfälle die Geburten und in den Jahren 1901—1913 betrug die durchschnittliche jährliche Bevölkerungszunahme nur 58 000 Menschen. Während in den 12 Jahren vor dem Weltkrieg Italien einen Zuwachs von 3 Millionen, England von mehr als 4 Millionen und Deutschland über 9 Millionen aufzuweisen hatten, mußte sich Frankreich mit einer Bevölkerungszunahme von 800 000 Menschen begnügen. Die französischen Kriegsverluste werden mit 1 400 000 angegeben. Dazu kommt ein Rückgang von weiteren fast einer Million durch die höhere Sterblichkeit als Geburtenzahl. Denn von 1914—1919 starben in Frankreich jährlich mehr Einwohner, als geboren wurden, und zwar 1914 58 327 und 1918 389 375 Menschen. Durch die Anzianuna Elsaß-Lothringens erhielt Frankreich nun zwar einen Zuwachs von 1 709 749, überwiegend deutscher Einwohner, dadurch aber wurden die Kriegsverluste nicht mehr ausgeglichen. Während Frankreich 1913 noch 41 476 272 Einwohner hatte, zählte es daher 1925 nur 39 209 518. Nach dem

Kriege hat sich die Geburtenzahl Frankreichs etwas gehoben, 1920 waren es 834 000, 1921 813 000, 1922 752 000 Geburten, Zahlen, die seit 20 Jahren nicht mehr erreicht worden waren. Den 834 000 französischen Geburten von 1920 aber standen 1 155 000 in Italien, 1 198 000 in England und 1 512 000 in Deutschland gegenüber. Zudem betrug 1920 der Ueberfluß der Geburten über die Todesfälle in Frankreich nur 159 000, in Italien aber 473 000, in England 593 000, in Deutschland 623 000. Zahlen, die Frankreich mit Sorge in die Zukunft blicken lassen. 1925 betragen die Lebendgeburten 768 893 (1913 790 355), die Todesfälle 708 919 (1913 781 441), so daß der Geburtenüberschuß nur wenig höher war als 1913 (58 914), wobei freilich Elsaß-Lothringen nicht mitgerechnet ist.

Die ungünstigen Bevölkerungsverhältnisse haben vor allem zwei Gründe: den Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahl in den Familien und die hohe Kindersterblichkeit. Victor Giraud hat in einem längeren Aufsatz der „Revue des deux Mondes“ ausgeführt, die Durchschnittskinderzahl einer französischen Familie habe unter Franz I. noch sieben betragen, sei aber 1880 schon auf vier gesunken und habe vor dem Weltkrieg nur noch zwei betragen. Wenn Frankreich, wie unter Napoleon I. in der internationalen Politik wieder die erste Stelle einnehmen wollte, so müßte es seine durchschnittliche Geburtenzahl erhöhen. Die Forderung müßte sehr lauten: jede Familie, die in der Lage ist, wenigstens vier Kinder zu ernähren und es nicht tut, hat ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland nicht erfüllt. Giraud fordert ein scharfes Eingreifen der Gesetzgebung, hohe Jungengesellensteuer, Änderung der Teilung des Familienbesitzes in gleiche Teile, Bekämpfung der Ueberfeinerung der Kultur und Gemüthsucht, Vorteile für kinderreiche Familien usw. Andernfalls würde Frankreich 1940 vielleicht nur noch 35 Millionen und 1965 nur noch 25 Millionen Einwohner zählen.

Die Kindersterblichkeit ist in Frankreich außerordentlich hoch. 1925 wurden in Frankreich 763 893 Kinder geboren, in England und Wales 958 886. Davon starben in Frankreich 73 283, in England und Wales 52 362. 1913 starben in Frankreich von 1000 Einwohnern um und um 20 und 40 Jahren 6,98, in England und Wales 4,48. 1925 starben von 1000 Menschen in Spanien 21,2; in Frankreich 17,9; in der Schweiz 11,8; in England und Wales 11,6 Personen usw. Dabei ist etwa die Hälfte der Todesfälle in Frankreich auf Tuberkulose zurückzuführen, eine Folge der mangelhaften gesundheitlichen Maßnahmen.

Paris a. B. hat heute noch keine moderne Kanalisation, wie sie für eine solche Reichensstadt erforderlich ist.

Ueberrascht hat Paris heute innerhalb des Festungsgürtes nach der neuesten Zählung 2 838 416 Einwohner, d. h. 25017 weniger als 1921. Davon sind überdies noch vorwiegend Schätzung 500 000 Fremde. Schon 1923 betrug die Zahl der in ganz Frankreich befindlichen Ausländer 2 800 000, sie machten also bereits 1/10 der Bevölkerung Frankreichs aus.

Statt daß nun aber Frankreich für Volksgesundheitspflege und Dehuna der Geburtenzahl, verschwendet es sein Geld für w a s o n n i g e Kriegsrüstungen und militärische Hindnisse. Daß es damit aber nicht zum Ziel gelangen wird, zeigen ungenügend die Worte Girauds, der mit Beharrlichkeit meint, Frankreich, das 1924 noch 465 000 Mann weiser Truppen habe aufbringen können, laufe Gefahr, in zehn Jahren nur noch 200 000 Mann weiser Soldaten stellen zu können und damit seine Führerrolle in der internationalen Politik zu verlieren. Für seine Verblüffung wäre das freilich nur die gerechte Strafe.